

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1901

1.9.1901

Sterne und Blumen.

Belletristisches Unterhaltungsblatt zum „Badischen Beobachter“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

№ 35.

Sonntag, den 1. September.

1901.

Mein Onkel Richard.

Frei nach dem Englischen von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Zauber war gebrochen; ich stand in der Dämmerung eines Septemberabends am Schauplatz meiner ersten Jugend und betrachtete wehmützig das kleine Häuschen, in welchem ich zum ersten Mal Glück und Frieden hatte kennen lernen. Wie ruhig und traulich sah es aus in dieser stillen Stunde! Die kleinen Fenster waren geschmackvoll mit weißen Vorhängen garnirt, meine lieben Rosensträucher bedeckten die grauen Mauern und an der frisch getünchten Thüre prangte ein eleganter Messinglopper. Ich hatte kein Verlangen, in mein altes Heim einzutreten; ich hätte weinen müssen, wenn ein Fremder mir geöffnet, wenn ich fremde Stimmen in den trauten Räumen gehört hätte. So wandte ich mich denn weg mit wunden Herzen und thränenfeuchten Augen und kehrte langsam in die Stadt zurück.

Ich war mit dem Mittagszug angekommen und hatte die ersten Stunden damit verbracht, all' meine Lieblingsplätze aufzusuchen.

Des Morgens, vor meiner Abreise von London, war mir noch eine wehmütige Freude zu Theil geworden. Die jungen Mädchen, welche mit mir in dem gleichen Zimmer gearbeitet hatten, waren gekommen, um mir als Zeichen ihrer Freundschaft und Dankbarkeit ein hübsches Abschieds-Geschenk zu überreichen. Ich sah, daß es ihnen ein Herzensbedürfnis war, sich mir erkenntlich zu zeigen für meine Theilnahme an ihrem Leiden, für meine schwachen Bemühungen, ihr schweres Loos ein wenig zu erleichtern, und dieser Beweis treuer Anhänglichkeit war mir ein Sonnenstrahl auf meinem dunkeln Lebensweg.

Wie ganz anders waren meine Gefühle, als ich in Dunbridge das Heim meiner Kindheit wieder sah! Sein Anblick erweckte mir erkältende Erinnerungen an Unfreundlichkeit und Vernachlässigung! Aber meine Stiefmutter und Schwestern — wohnten sie noch in Dunbridge? Und Herr Devon — kam er jemals hierher, um diese einst vertrauten Plätze zu betrachten? Und Sylvia Lancaster — würde sie ihn auch lieben und verehren, wie ich es gethan? Mir wurde eng und weh um's Herz, und die heißen Thränen aus den Augen wischend, eilte ich raschen Schrittes weiter, bis ich von Müdigkeit und Schwäche überwältigt unter einer weitästigen Buche auf einem der Waldwege niedersank. In Sinnen verloren, vergaß

ich Zeit und Umgebung, da störte mich plötzlich fröhliches Lachen und heiteres Geplauder verschiedener Stimmen aus meinen Träumereien auf, und ein Schreckensschrei entfuhr mir, als ich Sylvia Lancaster, in Begleitung einer Dame und mehrerer Herren, geraden Weges auf mein Ruheplätzchen zukommen sah. Ja, Sylvia Lancaster oder vielleicht auch schon Sylvia Devon, schöner und blühender denn je, mit strahlenden Augen und einem glücklichen Lächeln um den lieblichen Mund. Ach, kein Wunder, daß ich um ihretwillen vergessen wurde! Selbst in diesem Augenblick peinlichster Ueberraschung konnte ich nicht umhin, einen bitteren Vergleich anzustellen zwischen diesem wunderbar lieb-reizenden Wesen und meiner eigenen, unbedeutenden Persönlichkeit.

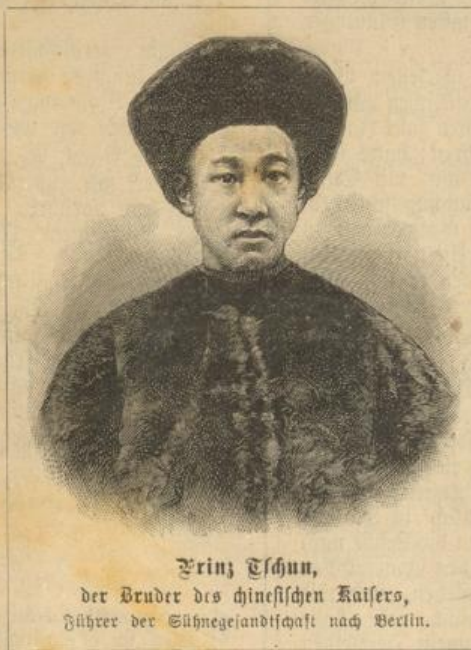
Sylvia erkannte mich nicht; es war auch so leicht, mich zu übersehen, das unscheinbare, einfach gekleidete Mädchen, das sich unter den schützenden Zweigen der Buche zusammenkauerte und beide Hände auf das laut pochende Herz presste, als es jetzt einen Namen aussprechen hörte, den es für immer vergessen wollte.

Noch eine Minute fast unerträgliches Seelenqual, und ich sah ihn in nächster Nähe — eine stolze, vornehme Erscheinung; sein scharfes Auge blickte zu mir herüber und ich fühlte, wie mir die Sinne schwanen, wie eine todtähnliche Erstarrung mir Geist und Körper gefangen nahm.

„Alice, Alice, endlich gefunden! O meine arme, arme Alice! Hier, Sylvia, kommen Sie hierher,“ tönte es, wie aus weiter Ferne an mein Ohr, und ich wurde mir unklar bewußt, daß die beiden Wesen, die ich am meisten zu begegnen gefürchtet, sich über mich neigten und Worte liebevoller Sorge und Theilnahme murmelten.

„Alice, mein armes Kind, fühlen Sie sich besser?“ hörte ich ihn wie im Traume flüstern und bemerkte, daß er neben mir auf der Bank saß und meinen Kopf stützte, während Sylvia meine kalten Hände rieb und sich auf jede Weise bemühte, mich wieder zum Bewußtsein zu bringen.

„Hier, nehmen Sie mein Niesfläschchen, Sir Alexander, es wird ihr gut thun. Die Aermste! Ich erkannte sie anfangs nicht, sie ist so bleich und schmal. Welch' ein Schrecken dies war; ich glaubte, sie sei todt,“ sagte meine schöne Nivalin in mitleidigem Tone.



Prinz Tschun,

der Bruder des chinesischen Kaisers,
Führer der Sino-Gelelandtschaft nach Berlin.

„Ich danke Ihnen, Sylvia,“ versetzte er; „Sie haben recht, das wird sie beleben. Arme Alice! Die Ueberraschung war zu groß für sie!“

In diesem Augenblick schlug ich die Augen auf.

„Alice, liebe Alice, erkennen Sie mich nicht?“ rief er freudig; „und dies ist Sylvia, Fräulein Lancaster. Ah, Sie erkennen uns. Sehen Sie, Sylvia, sie lächelt jetzt, sie ist wohler, viel wohler.“ Ja so war es auch, seine letzten Worte hatten meinem schwachen Herzen Leben und Hoffnung wieder gegeben. Fräulein Lancaster! Sie war also nicht seine Frau, sollte es vielleicht auch nicht werden! Er hatte mich seine arme, seine liebe Alice genannt. War ich denn all' diese langen, schrecklichen Monate hindurch in einem Irrthum befangen gewesen? Hatte meine Stiefmutter mich getäuscht und war er noch mein? — Oder war dies nur ein Traum, ein herrlicher, beglückender Traum, der sich in der nächsten Minute in Nichts auflösen würde?

„Wo hielten Sie sich nur verborgen, liebe Alice?“ fragte er, als ich mich etwas erholt und langsam an seiner Seite der Stadt zuschritt — Sylvia hatte sich ihrer Gesellschaft wieder angeschlossen — „ich habe Sie überall gesucht, ich habe Aufrufe in den Zeitungen erlassen, aber Alles war vergeblich. Ich fing an zu fürchten, Sie seien todt oder mir für immer verloren.“

Ich erzählte ihm nun von Allem, was sich seit unserer Trennung ereignet hatte, auch von dem Briefe meiner Stiefmutter, dessen Inhalt mich dazu getrieben, in der geschäftlichen Einjamkeit des Londoner Arbeiterlebens Vergessen zu suchen — jenes Briefes, der mich vielleicht für lange Jahre von der Heimath fern gehalten hätte ohne diese unerwartete Begegnung mit ihm, dessen geliebtes Bild nichts und Niemand aus meiner Erinnerung auszulöschen vermocht hatte.

Welchen Gröffnungen hatte ich zu lauschen! Wie grausam war ich getäuscht worden! Wie abscheulich hatte meine listige Stiefmutter gegen uns Beide gehandelt! Er war nie mit Sylvia Lancaster verlobt gewesen; diese war schon seit zwei Jahren die Braut Sir Hugo Clifton's, eines benachbarten Baronets. Meine Stiefmutter wußte dies wohl und sie tamte auch die Beziehungen zwischen Herrn Devon und mir aus einem Brief, den er kurz nach seiner Abreise an mich geschrieben und den sie ohne alle Strupel unterschlagen hatte. Um meine Verbannung möglichst zu verlängern, hatte sie die häßliche Lüge von seiner Verlobung erfunden und mich glauben gemacht, mein Häuschen sei vermietet zu der nämlichen Zeit, da sie dasselbe zu ihrem eigenen Empfang herrichten ließ. Sie hatte die Absicht, ihr eigenes Haus möblirt zu vermieten, um mit dem Erlös ihre ungeduldigen Gläubiger befriedigen zu können.

Ja, sie hatte mich grausam betrogen; denn in jenem Brief theilte Herr Devon mir mit, daß er, auf den ausdrücklichen Wunsch meines Onkels, sich verpflichtet habe, in den nächsten zwei Jahren weder mündlich noch schriftlich mit mir zu verkehren; hatte seine Neigung diese Probezeit bestanden, so durften wir mit Onkel Richard's Segen und Einwilligung unsere Verbindung schließen. Er schrieb ferner, daß er an jenem Sonntag den Gottesdienst in Cambridge besucht habe, um mich vor seiner Abreise nach Italien noch einmal zu sehen, ein wehmüthiger Trost, den er sich aber nicht habe versagen können — mit den Lancasters sei er ganz zufällig vor der Kirchenthüre zusammengetroffen.

So hatte sich denn Alles aufgeklärt, was mir so unendliches Herzeleid bereitet hatte und eine stille Freudigkeit erfaßte mich. Aus seinem eigenen Munde hörte ich nun, wie die Erfolge, die er mit seiner Kunst errungen, ihm viele Freunde und Gönner gewonnen hatten; wie er auf Wunsch seines Onkels sich der Familie Devon als Reisebegleiter nach dem Süden angeschlossen; wie sein Vetter Philipp täglich kränker geworden und endlich in Madrid gestorben sei; wie dessen tief gebengte Angehörigen die Leiche nach England hätten überführen lassen, um wenigstens den schmerzlichen Trost zu haben, sie in der Familiengruft beizusetzen, und wie Sir Philipp sich von dem doppelten Schlag nicht mehr habe erholen können, und drei Monate später an einem Herzleiden verschieden sei.

So war denn eingetreten, was ihm vor zwei Jahren noch das unwahrscheinlichste Ereigniß geschehen — er war Sir Alexander Devon und damit der Erbe eines alten Titels und Besitztums geworden, die ihm einen hohen Platz in der Gesellschaft sicherten.

Und ich, die ich ihn früher schon als so hoch über mir stehend betrachtete, konnte ich es wagen, jetzt meine Augen zu ihm zu erheben, jetzt da die Vorsehung selbst eine Schranke zwischen uns errichtet hatte?

„Ja, Alice,“ fuhr er fort, als ob er meine Gedanken errathen hätte; „die Zeit hat große Veränderungen hervorgebracht, seit der Stunde, da Ihr Onkel unsere Neigung belächelte und überzeugt war, daß Zeit und Wechsel der Umgebung dieselbe in unseren Herzen verlöschen würde. Aber in jeder Lage des Lebens bin ich Ihnen treu geblieben Alice, und ich liebe Sie jetzt so wahr und innig wie damals, als ich noch ein armer, aufstrebender Künstler, mit nichts weniger als glänzenden Zukunftsaussichten war. So, Theuere, die bittere Prüfungszeit ist überstanden, jetzt soll uns nichts mehr von einander trennen.“

Ich wußte nichts zu antworten, obgleich mein Herz aufjubelte vor Freude.

Es schien mir die größte Annäherung, seine Worte zu deuten, wie er sie — dessen war ich sicher — gedeutet haben wollte, und in meiner Verlegenheit brach ich das Thema ab und erkundigte mich angelegentlich nach Herrn Cl et, mit dem Bemerkten, daß ich seit achtzehn Monaten nicht an ihn geschrieben habe.

„Ja, Sie haben ihn beinahe so schlimm behandelt wie mich,“ versetzte er lächelnd; „aber Sie werden heute oder morgen Gelegenheit haben, Ihre Entschuldigung vorzubringen, da er sich gegenwärtig Geschäfte halber in Cambridge aufhält. Gestern suchte er mich auf und wir sprachen von Ihnen. Auch er hat seit Monaten Aufrufe in den Zeitungen nach Ihnen erlassen, ohne Ihren Aufenthaltsort zu ermitteln. Sie haben uns übel mitgespielt, Alice, ich darf Sie nie wieder aus den Augen verlieren.“

Bei seinen Worten durchzuckte mich, wie ein Blitz, die Erinnerung an jenes Packet, das mein Onkel Herrn Clae in Verwahr gegeben, und ich machte mir Vorwürfe, daß ich in meinem selbstsüchtigen Stummer dessen Vorhandensein fast völlig vergessen hatte.

Ich bat Sir Alexander, mich in das Hotel zu begleiten, in welchem Herr Clae abgestiegen war — eine Bitte, die er bereitwillig erfüllte. Wir fanden den Herrn glücklicherweise zu Hause — erst, streng und wortkarg wie immer, selbst in der freundschaftlichen Begrüßung, die er mir zu Theil werden ließ. Er sprach von dem Packet, das er für den Fall meines Wiederauftauchens mitgebracht habe, machte aber, mit seiner gewohnten Vorsicht, den Vorschlag, es solle in Gegenwart meiner Stiefmutter und Schwestern in meinem Häuschen geöffnet werden. So peinlich mir auch dieses Zusammentreffen mit meinen Verwandten war, so erhob ich doch keinen Einwand dagegen, sondern versprach, mich zur bestimmten Zeit, am nächsten Abend um 6 Uhr, dorthin einzufinden.

Dann verabschiedeten wir uns von Herrn Clae und schritten langsam zurück durch die stillen Straßen bis zu der bescheidenen Wohnung, die ich für einige Tage gemiethet hatte. Hier trennten wir uns.

„Gute Nacht, Alice, meine arme, gehezte Alice,“ sagte Sir Alexander, mir zum Abschied die Hand reichend. „Ihre Leidenszeit ist nun vorüber. Von nun an soll kein rauhes Wort, kein kalter Blick mehr Ihr Leben verdüstern, gute Nacht, mein Liebling.“

O wie glücklich fühlte ich mich, als ich noch einen Moment unter der Thüre zögerte, um ihn nachzublicken, um dem Schall seiner Schritte zu lauschen! Mit welcher anderen Empfindungen hatte ich bei einer früheren Gelegenheit sein Weggehen beobachtet! Wahrlich die Zeit hatte einen gewaltigen Umschwung hervorgebracht — eine gütige Vorsehung hatte mit mächtiger Hand in unsere Geschichte eingegriffen und unsere Lebenswege geebnet!

(Schluß folgt.)

Seimweh.

(Nachdruck verboten.)

Hier von waldumkränzten Höhen
Blick' ich in ein fremdes Thal,
Könn' ich meine Mutter sehen
Noch ein einzig, einzig Mal!

Könn' ich sie noch einmal schauen,
Die auf Erden all' mein Glück!
Nach den heimatlichen Auen
Sehnet sich mein Herz zurück.

Ah, hier unter fremdem Dache
Bleibt mein Sehnen ungestillt;
Ob ich träume oder wache,
Schau' ich meiner Mutter Bild!

Stütheim am Rhein.

Job. Stader.

Die deutsche Kaiserin Friedrich †.

(Hierzu drei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Die betäubende Kunde von dem am 5. August 1901, Abends 6^{1/2} Uhr, erfolgten Ableben der Kaiserin Friedrich kam zwar nicht ganz unerwartet, aber immerhin rascher als man befürchtet hatte. Wohl wußte man, daß das sehr schwere, läckliche Leiden, von welchem die hohe Frau heimgesucht war, der Kunst der Aerzte spottete, und zu verschiedenen Malen waren auf beunruhigende Mittheilungen hin ihre Angehörigen nach dem Schlosse Friedrichshof geeilt, um der Leidenden nahe zu sein; ihre Lebenskraft hatte aber stets über die schlimmsten Befürchtungen gesiegt, bis endlich in den letzten Wochen eine entschiedene Wendung zum Schlimmen eintrat. Seit dem 4. Juli konnte sie das Zimmer nicht mehr verlassen, und die äußerst schmerzhaft und verzehrende Krankheit (Nierentrebs) machte rasche Fortschritte. Man konnte sich der Gewißheit nicht mehr verschließen, daß die irdischen Tage der hohen Dulsberin gezählt seien. Umgeben von ihren sämtlichen Kindern, mit Ausnahme des Prinzen Heinrich, der sich in den französischen Gewässern befand und die Mutter lebend nicht mehr sehen konnte, ist sie am Abende des 5. August sanft entschlafen. Trotz sehr großer Schwäche war die Leidende vorübergehend bei vollem Bewußtsein gewesen; seit vier Uhr Nachmittags hatte sich eine rasche Verdeclinmung bemerkbar gemacht, und die kaiserliche Familie war deshalb nicht mehr von dem Sterbelager gewichen.

Viktoria Adelaide Marie Luise, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, geborene Prinzess Rohal von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen, erblickte das Licht der Welt am 21. November 1840 im Buckinghampalast zu London als ältestes Kind der Königin Viktoria von England und ihres Gemahls, des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und Gotha. Im Herbst 1855 erfolgte in Balmoral im schottischen Hochlande ihre Verlobung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, späteren Kaiser Friedrich III. Die Vermählung fand unter großem Prunk am 25. Januar 1858 im St. Jamespalast in London statt. Der Ehe entsprossen vier Söhne und vier Töchter. Von jenen sind zwei gestorben: Prinz Sigismund, geboren 15. September 1864, gestorben 18. Juni 1866, und Prinz Waldemar, geboren 10. Februar 1868, gestorben 27. März 1879. Die noch lebenden Kinder sind: Kaiser Wilhelm II., geboren zu Berlin 27. Januar 1859; die Prinzessin Charlotte, geboren zu Potsdam 24. Juli 1860, seit dem 18. Februar 1878 vermählt mit dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen; Prinz Heinrich, geboren zu Potsdam 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig IV. von Hessen; Prinzessin Viktoria, geboren zu Potsdam 12. April 1866, vermählt seit 19. November 1890 mit dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe; Prinzessin Sophie, geboren zu Potsdam 14. Juni 1870, vermählt seit 27. Oktober 1889 mit Konstantin, Kronprinzen von Griechenland; Prinzessin Margaretha, geboren zu Potsdam 22. April 1872, die sich am 25. Januar 1893 mit dem Prinzen Friedrich Karl, Landgrafen von Hessen, vermählte.

Kaiserin Friedrich war eine Frau, die mit hohen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet gewesen, und sich der Pflichten wohl bewußt war, die ihr in ihrer Stellung als Gattin, Mutter und Kaiserin oblagen. Bewundernd hat Freund und Feind neidlos anerkannt, daß sie dem ihr am 15. Juni 1888 im Tod vorangegangenen Gatten in hellen und trüben Tagen eine treue Gefährtin und kluge Beratherin gewesen. Als kranker Mann kam Kaiser Friedrich zur Regierung, und die kurze Zeit, da sie diese Würde mit ihm theilte, mußte sie in erster Linie der Pflege des Leidenden widmen. Wie sehr sie sich auch hier als treue Gattin bewährte, ist bekannt, und die hohen, weiblichen Tugenden, die sie in jener schweren Zeit entfaltete, haben sie dem Herzen des deutschen Volkes, dem der ritterliche und leutselige Kaiser Friedrich so nahe stand, besonders theuer gemacht.

Nicht allein dem schwer leidenden Gatten war sie bemüht, Linderung zu verschaffen, sondern die ganze leidende Menschheit war Gegenstand ihrer Liebeshätigkeit. Sie gab Anregung zur National-Invalidenstiftung, die ihren Namen trägt. Das Viktoria-Lyceum, das Heimathaus für Töchter höherer Stände, der 1866 gegründete Letteverein in Berlin zur Erschließung und Förderung weiblicher Erwerbszweige und viele ähnliche Stiftungen unterstützte sie mit Rath und That. Alle Wohltätigkeitsbestrebungen fanden in ihr eine eifrige Förderin, und wo es galt, ein Unglück zu lindern, wendete man sich nicht vergeblich an ihr mildes Herz und ihre offene Hand. Während des dänischen und des deutsch-französischen Krieges entfaltete sie auf dem Gebiete der

Verwundeten- und Krankenpflege eine aufopfernde Thätigkeit, und noch bis zu ihren letzten Lebensjahren war sie ein häufiger Gast in den öffentlichen Krankenhäusern und Militär Lazarethen, wo sie Trost und Hilfe spendete.

Nach der schweren Wunde, die ihr der Tod ihres treuen Lebensgefährten geschlagen, zog sie sich auf das Schloß Friedrichshof bei Cronberg im Taunus zurück, welches vor sieben Jahren nach ihren Plänen erbaut wurde. Die Erbauung dieses Schlosses hat viel zur Verbesserung und Belebung der von der Natur mit vielen Reizen ausgestatteten Umgebung beigetragen. Im Schlosse Friedrichshof verbrachte die verewigte Kaiserin in stiller Abgeschlossenheit ihre letzten Lebensjahre, und wie früher in Berlin, so unterstützte sie nun die Bewohner Cronbergs bei allen Werken christlicher Nächstenliebe. Auch hier hat ihr Tod eine schmerzliche Lücke gerissen.

Die oft schmerzlich empfundene Abschließung des Friedrichshofer Schlosses gegen die Oeffentlichkeit geschah auf den eigenen Wunsch der Kaiserin Friedrich. „Die Welt soll nicht erfahren, was ich leide, ich will nicht beklagt sein in meinem Unglück.“ In diesem Sinne lautete der Wunsch der hohen Dulsberin, der selbstverständlich, soweit nur irgend angängig, beobachtet werden mußte.

Am Samstag, den 10. August, Abends, wurde die Leiche vom Schloß nach der protestantischen Kirche in Cronberg überführt, und dort am Sonntag Nachmittag in Anwesenheit vieler Fürstlichkeiten eine Trauerfeier abgehalten. Am 12. August, Abends, ging der Leichenzug von Cronberg nach Potsdam ab.

Die feierliche Beisetzung der sterblichen Hülle der Entschlafenen fand am Dienstag, den 13. August, im Mausoleum bei der Friedenskirche zu Potsdam statt. Hier ruht sie nun an der Seite Kaiser Friedrichs, tief betrauert von ihren Kindern, denen die feinsinnige Frau eine treffliche Mutter und kluge Erzieherin gewesen. Aber auch alle Andern, die ihr im Leben nahe gestanden, fühlen den schmerzlichen Verlust, der sie betroffen, und mit ihnen wird das ganze deutsche Volk das Andenken dieser opfermüthigen, hochbegabten Frau in Ehren halten.

—

Die Schwestern.

Eine Skizze aus dem Gesellschaftsleben. Von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Der Gymnasialdirektor Wegener gab ein großes Fest. Alle Räume strahlten in Tageshelle und eine glänzende Gesellschaft mochte hin und her. Man war in der besten Stimmung, denn das Abendessen, das eben beendet, war ganz vorzüglich gewesen, und nun kam über alle die wohlgenährten Menschen die fette Zufriedenheit, die selbst mausfehlische Menschen erträglich macht.

Der Gastgeber stand plaudernd und lächelnd mit einem alten Geheimrath in der Orkernische; er war sehr zufrieden, der Herr Direktor, denn seine Tochter Lilli war nun mit dem berühmten Arzt Doktor Friedrich verlobt, und dieser Mediciner war eine sogenannte gute Partie; zwar hatte er bereits die Vierzig nahezu erreicht, und Lilli war eben erst Zwanzig geworden, aber er hatte sich gut gehalten, sah jugendlich aus, und vor Allem hatte er eine Praxis, die man auf zwanzigtausend im Jahre schätzte, und das war denn für den Brautwater auch ausschlaggebend gewesen.

Das junge Paar saß in zwei hohen Lehnstühlen und war natürlich der Gegenstand der lebhaftesten Theilnahme. Die Freundinnen der Braut umstanden sichernd und scherzend ihren Platz, und wenn auch die meisten die glückliche Braut heimlich beneideten, hier spielten sie Komödie und ergingen sich in endlosen Glückwünschen und liebenswürdigen Aufmerksamkeiten.

Und die Tanten der Braut standen dabei und nickten lächelnd dazu und bewunderten immer wieder aufs Neue das entzückende Aussehen der kleinen Lilli, dies Glück, dies große Glück!

Ganz einsam in einer Ecke stand Bertha, die ältere Schwester der Braut, und machte sich mit den Kaffeetassen am Buffetschrank zu schaffen. Sie hatte sich mit Absicht zurückgezogen, denn der ganze Trubel that ihr weh, jedes laute fröhliche Auflachen traf sie wie ein Stich, und sie bedauerte nun von Neuem, daß sie sich hatte überreden lassen, hierher zu kommen; wäre jedoch daheim geblieben in ihrer kleinen Häuslichkeit, fern von dieser lauten Fröhlichkeit, daheim in ihrem stillen Schulstübchen bei ihren feinen Schülern, die sie wie eine Mutter liebten, und bei denen ihr eigenster Wirkungskreis war. Was sollte sie hier unter den fröhlichen Menschen, sie, die einsame, alte Jungfer, die doch schon

längst sich in ihr Schicksal ergeben hatte; was für eine lächerliche Rolle spielte sie hier — ach, hätte sie das doch früher bedacht!

Und plötzlich geschah das, wovon sie am meisten gezittert hatte während des ganzen Abends. Der alte Onkel Ludwig kam heran zu ihr, lachte sie mit seinem weinrothen Gesicht an und rief laut lachend: „Na, Berthchen, jetzt bist Du aber dran! Wenn Du Dich jetzt nicht bald raunmachst, dann kommst Du wahrhaftig noch auf den Backofen!“

Zitternd und bebend, mit bleichem Gesicht, stand sie da und sah den Onkel entsetzt an; sie hätte umsinken können, aber sie biß die Zähne zusammen und lächelte, indem sie antwortete: „Ach, Onkelchen, daran denke ich doch längst nicht mehr.“

In diesem Augenblicke trat eine alte Tante zu ihnen, die knüpfte an die letzten Worte an, wandte sich zu dem Onkel und sagte: „Ich weiß auch gar nicht, was Du willst. Weshalb soll denn Bertha heirathen? Sie hat sich durch ihre Schule doch eine gute Existenz gegründet.“

Onkel Ludwig aber erwiderte lachend: „Um so besser, dann kann sie ja warten, bis der Rechte kommt, aber das Heirathen gibt man mit dreimddreißig Jahren deshalb noch nicht auf, da kenne ich die Welt nun doch besser.“ Lachend ging er weiter.

Und die gute Tante sah, daß die Heiterkeit ihrer Nichte nur erzwungen war, und deshalb sagte sie nun voll Mitleid: „Du darfst ihm das nicht übel nehmen, liebe Bertha; wenn die Männer etwas getrunken haben, dann sind sie immer ein bißchen frei in ihren Redensarten. Aber so Unrecht hatte er wirklich nicht, Du solltest nicht alle Anträge abweisen.“

Dem jungen Mädchen stieg die helle Röthe in's Gesicht. Sie wußte nicht, wem sie mehr zürnen sollte, dem Onkel oder dieser Tante. Eine wahnsinnige Wuth überkam sie.

Ach, warum mußte sie dies Alles über sich ergehen lassen!

„Da ist doch Doktor Heinze,“ sprach die Tante ernst weiter, „so viel ich weiß, interessiert der sich doch sehr für Dich, na, wie wär's denn damit?“

„Aber, Tante, ich bitte Dich!“ Sie war dem Weinen nahe, und nur mit Gewalt zwang sie sich zur Ruhe.

„Nun ja, liebes Kind, ich meinte ja auch nur so, laß nur sein, Du wirst ja selbst wissen, was Dir am besten ist.“ Und sie streichelte ihr über das seidenweiche braune Haar.

Bertha aber ging eiligen Schrittes in ein entlegenes Nebenzimmer, wo man sie nicht suchen konnte, und dort warf sie sich auf den Divan und schlauchzte laut und bitterlich.

Nach einem Weilchen trat der Vater in das kleine Gemach. „Aber Bertha,“ rief er erschrocken, „Mädchen, was hast Du denn?“

Sofort war sie wieder auf, nahm sich zusammen und antwortete mit zitternder Stimme: „Ach, es ist schon vorüber, Vater.“

„Aber wenn Dich Jemand hier gefunden hätte, liebe Bertha — die einzige Schwester der Braut in Thränen aufgelöst — was hätte das für Stoff zu einem Klatsch gegeben,“ sagte der Direktor mit leisem Vorwurf.

Bertha nickte nur. „Du hast recht, Vater, ich war sehr unvorsichtig, aber nun ist es ja auch vorbei.“ Und wieder wappnete sie sich mit Stärke und Geduld, auf daß sie nun auch dies noch ertragen konnte. Sie war ja seit dem Tode der Mutter daran gewöhnt, daß der Vater sie stets hintersetzte, ihm war ja die Lilli, das Goldkind, sein Alles.

„Ja so,“ sagte der Vater, „deshalb kam ich ja her — man vermißt Dich drinnen, Bertha; bitte, komm' zurück zu den Gästen.“

„Ich komme sofort, Vater, nur ein wenig will ich meinen Anzug ordnen.“

Als sie in das Ankleidezimmer trat, fand sie die jüngere Schwester vor, die sie erstaunt ansah.

„Du hast ja geweint, Bertha, was fehlt Dir denn?“

„Nichts, Lilli, es ist schon vorüber,“ und mit einem um Schonung bittenden Blick sah sie die glückstrahlende Braut an.

Aber Lilli merkte nichts davon. Mit jugendlicher Gluth umfaßte sie die ältere Schwester und rief: „Ach, Bertha, ich bin ja so unaussprechlich glücklich, daß ich gar keinen Ausdruck dafür finden kann!“

Und wieder durchzuckte Bertha der Stich, den sie schon wiederholt heute gefühlt hatte, aber auch jetzt noch blieb sie ruhig und gefaßt und sagte, indem sie die junge Schwester umarmte und küßte: „Ich wünsche Dir von ganzem Herzen alles Gute, liebe Lilli!“

Als sie dann zurück wollte zu den Gästen, trat ihr im Vorraum der Bräutigam entgegen.

„Endlich, Fräulein Bertha, endlich treffe ich Sie einmal allein!“

Sie blieb stehen; wie erstarrt blickte sie ihn an, wortlos und zitternd; jetzt kam das Schwere

noch. „Sie haben mir jede Aussprache unmöglich gemacht, nicht einmal meine Briefe haben Sie angenommen, und ich mußte mich Ihnen erklären, mich rechtfertigen vor Ihnen, Fräulein Bertha.“

Mit tonloser Stimme antwortete sie: „Es bedarf dessen nicht mehr, Herr Doktor, was ehemals geschehen ist, habe ich längst vergessen, Sie brauchen sich nicht mehr zu entschuldigen.“

„Und dennoch bitte ich Sie, Fräulein Bertha, hören Sie mich an, eine Minute nur, damit ich Ihnen sagen kann, daß ich damals vor zehn Jahren mein Wort nicht halten konnte, nicht durfte!“

Bitter lächelnd sah sie ihn an. „Ja wohl, Fräulein Bertha, nicht durfte! Denn damals



Die deutsche Kaiserin Friedrich †.

war
und
ich
der
sie
die
es
g
am
fame
und
rech
gelo
Zim
hätte
einen
weiß
word
Berth
hand
besie
nach
glut
wie
gewo
sie
Mit
mu
Liebe
Jahre
die
tenne
er
ge
Lage
hatte
dann
rechte
weie
vach
bielt
gelbe
erob
lein
er,
mir
reihen
die
Sie
bleibe
den
im
er
Klug
ohne
ging
Nun
sie
längen
nen,
fort!
Alle
werte
mit
ich
so
ich
gem
Do

war ich ein junger Arzt, ohne Mittel, ohne Praxis, ohne Alles, und ich durfte damals nicht Ihr junges Leben an mich fesseln, ich mußte allein im Kampf des Lebens dastehen, ich mußte siegen oder untergehen."

"Nun, Herr Doktor," sagte sie ganz ruhig, "Sie haben ja auch gestegt, denn so viel ich höre, sind Sie jetzt ein berühmter und gesuchter Arzt geworden."

Er nickte und sprach weiter: "Nach rastlosen Kämpfen bin ich es geworden, ja, aber was dazwischen liegt, davon haben Sie keine Ahnung; ich habe gehungert und gedurbt, um mein Ziel zu erreichen, und das hätte ich nie gekonnt, wenn ich damals mein Ihnen gegebenes Wort gehalten hätte. Ich weiß, daß Sie mich einen Selbstflüchtigen schelten, ich weiß, daß Sie mich verachten werden, und dennoch, Fräulein Bertha, ich konnte nicht anders handeln, wenn ich vor mir selbst bestehen wollte."

Sie erwiderte nichts darauf, nachdenkend sah sie in die Kaminsgluth.

Und da plötzlich fiel ihm auf, wie alt sie in diesen Jahren geworden war und wie vergrämt sie ausah. Das machte sein Mitleid aufleben, und er dachte nun an die Zeit, da er ihr seine Liebe gestanden hatte. Zehn Jahre lagen dazwischen. Er hatte die Welt gesehen, das Leben kennen gelernt und eingesehen, daß er sich damals geirrt, daß er ein flüchtiges Interesse für Liebe gehalten hatte. Und dann hatte er sie vergessen, bis zu dem Tage, da er ihre jugendschöne jüngere Schwester kennen gelernt hatte. Das war dann die echte und rechte Liebe gewesen, die ihn gepackt und gefesselt hielt, bis er den goldenen Neif sich erobert hatte.

"Und nun, Fräulein Bertha," bat er, "zürnen Sie mir nicht mehr, reichen Sie mir die Hand und lassen Sie uns Freunde bleiben trotz alledem."

Und sie reichte ihm die Hand, die er leicht mit einem Kuß nekte, dann, ohne eine Wort, ging sie von ihm. Nun aber ertrug sie es nicht mehr länger hier drinnen, hinaus, nur fort!

Als sie wieder allein war, jammerte sie auf in wildem Weh: "Und ich habe ihn einst so heiß geliebt, daß ich mit ihm gedurbt und gehungert hätte, wenn ich sein Weib geworden wäre!"

Doch nicht lange konnte sie fortbleiben. Ihre Pflicht rief sie

ja zurück in die Gesellschaft. Und so nahm sie denn das letzte Restchen Kraft zusammen und schleppte sich zurück in die Gesellschaft und zeigte allen ein heiteres Gesicht und war jedem Scherz zugänglich, während ihr vor Weh fast das Herz brach...



Mittelbau und Portal des Schlosses Friedrichshof bei Cronberg.



Wohnzimmer der deutschen Kaiserin Friedrich im Schloß Friedrichshof.

Verfuche nach dieser Richtung hin fortzusetzen. Trotz des bedeutenden Rufes, den der Name des gelehrten Forschers besitzt, begegnen seine Ausführungen in medizinischen Kreisen einigen Zweifeln, und es wird vor allzugroßer Sorglosigkeit beim Gebrauch von Fleisch und Milch gewarnt. Angesichts der schweren Folgen, die bei Nichtbeachtung der seitherigen Vorsichtsmaßregeln entstehen könnten, wenn Kochs Annahme falsch wäre, ist es dringend erforderlich, daß durch weitere Forschungen völlige Klarheit in dieser Frage, die für das Wohl und Wehe des Volkes von so weittragender Bedeutung ist, geschaffen werde.

Die großen Erfolge, die man in der Behandlung der Tuberkulosekranken mit freier Luft erzielt hat, haben in den letzten zwei Jahren zur Errichtung einer großen Anzahl Heilstätten Veranlassung gegeben. Während sich Ende des Jahres 1899

Kleine Rundschau.

28. August 1901.

Die wissenschaftliche Welt hat mit Erstaunen die Ergebnisse der Forschungen des Professors Koch in Betreff der Uebertragbarkeit der thierischen Tuberkulose auf den Menschen vernommen. Seine Ausführungen, die er auf dem Tuberkulosekongress in London vortrug, gipfelten beinahe sämtlich darin, daß die menschliche Tuberkulose von der Rindertuberkulose durchaus verschieden sei. Damit wird die seitherige Annahme, daß die Krankheit durch Fleisch oder Milch kranker Thiere auf den Menschen übertragen werden könne, hinfällig. Professor Koch stützte seine Behauptungen auf eine Reihe von Versuchen, die er gemeinschaftlich mit dem gelehrten Forscher Schütz unternommen, und beruft sich außerdem auf die schon früher von andern Gelehrten gemachten Erfahrungen, welche die Unempfänglichkeit der Kinder gegenüber der Ansteckung mit menschlicher Tuberkulose bewiesen haben sollen. Er forderte dringend auf, die

Verfuche nach dieser Richtung hin fortzusetzen. Trotz des bedeutenden Rufes, den der Name des gelehrten Forschers besitzt, begegnen seine Ausführungen in medizinischen Kreisen einigen Zweifeln, und es wird vor allzugroßer Sorglosigkeit beim Gebrauch von Fleisch und Milch gewarnt. Angesichts der schweren Folgen, die bei Nichtbeachtung der seitherigen Vorsichtsmaßregeln entstehen könnten, wenn Kochs Annahme falsch wäre, ist es dringend erforderlich, daß durch weitere Forschungen völlige Klarheit in dieser Frage, die für das Wohl und Wehe des Volkes von so weittragender Bedeutung ist, geschaffen werde.

Die großen Erfolge, die man in der Behandlung der Tuberkulosekranken mit freier Luft erzielt hat, haben in den letzten zwei Jahren zur Errichtung einer großen Anzahl Heilstätten Veranlassung gegeben. Während sich Ende des Jahres 1899

nach den Erhebungen des Gesundheitsamtes im deutschen Reich 49 Lungenheilstätten mit zusammen rund 4000 Betten befanden, war im Frühjahr 1901 ihre Zahl auf 60 mit zusammen 5000 Krankenbetten gestiegen. Fortwährend ist man nach dieser Richtung hin bemüht, der Krankheit entgegenzuarbeiten und an geeigneten staubfreien Stellen Heilstätten zu errichten.

Den der Gesundheit schädlichen Staub bekämpft man eben in Kalifornien in höchst eigenartiger Weise. Die dortigen Gesundheitsförderer haben die Besprengung der Straßen mit Petroleum angerathen, und dies neue Verfahren hat sich zur Bekämpfung der Staubplage so gut bewährt, daß man es alsbald allgemein eingeführt hat. Im Sommer bleiben die Straßen durch die Besprengung mit Petroleum vollständig staubfrei, während sie im Winter die Bildung des Straßenschnees verhüten. Nur drei mal des Jahres ist die Besprengung mit dem zu diesem Zwecke erwärmten Petroleum nöthig, da die Wirkung eine lang anhaltende ist. Der Geruch soll nach einigen Tagen vollständig verschwunden sein.

Der Rückzug von Moskau.

In den militärischen Erinnerungen eines aus Mey gebürtigen Militärs des Feldzuges von 1812 (A Thirion de Metz. Souvenirs militaires, Paris 1892 Berger-Levrault) findet sich eine sehr anschauliche und ergreifende Schilderung des Rückzuges von Moskau. Der Verfasser, der in der „Großen Armee“ als Unter-Lieutenant diente, schreibt in seinen Aufzeichnungen: „Viele Geschichtsschreiber haben schon diesen verhängnisvollen Rückzug beschrieben und viele Andere werden noch dieselbe peinliche Aufgabe übernehmen, aber wie groß auch ihre Zahl und welches auch ihr Talent sein mag: Keinem wird es je gelingen, ein getreues Bild von dem Anblick dieses Heeres von Flüchtlingen und der Entfittlichung von Soldaten zu entwerfen, die so viele Beweise von Geduld, Tapferkeit und Unerbrotlichkeit gegeben hatten. Wer hätte glauben können, daß diese ohne Ordnung und Manneszucht stehenden elenden Gestalten dieselben Männer waren, die wenige Monate vorher, obwohl auch schon damals den größten Entbehrungen und Anstrengungen ausgesetzt, die Russen so tapfer bekämpft und besiegt hatten!

Die höheren wie die niederen Offiziere hatten nichts vor den Gemeinen voraus; wie diese waren sie bekleidet mit Allem, was ihnen in die Hände gefallen war. Man sah Generale in den schlechtesten wollenen Tüchern und Soldaten in kostbarem Pelzwerk. Die Selbstsucht war für Alle die einzige Triebfeder. Wenn zwei Leute ein wenig Holz gefunden hatten, womit sie ein Feuer anzünden konnten, und es näherte sich ihnen ein Dritter, dem Erfrieren nahe, um sich zu erwärmen, so jagten sie ihn unbarmherzig davon, wenn er nicht seinen Theil an Holz beitrug, um das Feuer länger zu erhalten. Und doch wäre Platz genug für ihn gewesen, und seine erharteten Hände hätten auch für die Eigentümer die Hufe nicht verringern können. — Unsere lange Kolonne von Gespenstern bot wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Bekleidung einen höchst seltsamen Anblick dar. Alle Uniformen waren durcheinander gemischt, und dazu kamen seidene, mit dem herrlichsten Pelzwerk verbrämte und gefüllte Mäntel. Die Gesichter waren in Tücher von allen Farben eingehüllt und ließen nur die Augen frei; das gewöhnlichste Kleidungsstück aber bestand in einer wollenen Decke, die in der Mitte durchlöcherig war, so daß sie, indem man den Kopf hindurchsteckte, den Oberkörper bedeckte. Auf diese Weise schützten sich besonders die Kavalleristen gegen die Kälte, indem sie ihre Satteldecken benutzten.

Wovon lebte nun aber das Heer? Wie war es möglich, daß auch nur ein einziger Soldat dem Hungertode entgehen konnte? Das ist etwas Unbegreifliches, ein Geheimniß, beweist jedoch, mit wie wenig der Mensch sich am Leben erhalten kann. Trotz der Ermattung und trotz der Gefahren, die damit verknüpft waren, vom Wege abzuweichen, trieb der Hunger eine große Menge zur Plünderung in die zwei bis drei Meilen entfernten Dörfer, welche bei unserm Marsch nach Moskau vom Feinde nicht verbrannt waren. Diesen Plünderern ist es allein zu danken, daß nicht das ganze Heer dem Hungertode erlag. Die Pferde, welche sie den Bewohnern des Landes wegnahmen, beluden sie mit zwei verschiedenen Arten von Lebensmitteln: mit Roggenmehl und Schweinefleisch, das sie sehr theuer verkauften. Am folgenden Tage zogen sie dann wieder auf Plünderung aus, um ihr Geschäft fortzusetzen, aber ich glaube doch, daß nur sehr Wenige von ihnen ihren Vortheil haben genießen können. — Aus diesem Mehl, wie schlecht es auch war, kochte man sich eine Suppe, um etwas Warmes essen zu können, aber ohne Salz und ohne Fett war es eine so widerwärtige Speise, daß ich mich nicht daran gewöhnen konnte und ein Stück halbprothes Pferdesei fleisch vorzog. Unglücklicherweise wurden der Pferde immer weniger, je weiter wir vorrückten. Es war auch viel zu kalt, als daß wir sie hätten zerschneiden können, denn unsere erfrorenen Hände hätten uns den Dienst dazu verweigert. Wir schnitten deshalb den lebenden Thieren auf dem Marsch Stücke vom Leibe, wobei sie nicht das geringste Zeichen des Schmerzes von sich gaben, ein Beweis dafür, daß die aus der unerhörten Kälte hervorgegangene Erstarrung sie unempfindlich gemacht hatte. In dem Augenblick, da das Blut hervortrat, gestor es, und so wurde der weitere Abfluß verhindert. Diese

unglücklichen Pferde pflanzten trotz der tiefen Querschnitte in ihren Seiten noch mehrere Tage weiterzulaufen.

Ich habe von der Selbstsucht, als der einzigen Empfindung, welche alle diese Unglücklichen befeuerte, gesprochen. Sie trieben dieselbe bis zu dem Grade, daß, wenn einer ihrer völlig erschöpften Kameraden niederfiel, die in seiner Nähe Marchirenden ihm nicht allein jede Hilfe versagten, sondern ihm seine Kleider vom Leibe rissen, wodurch natürlich sein Ende beschleunigt wurde. Ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß ich mit eigenen Augen solche peinliche Scenen sich mehrere Male habe wiederholen sehen. Alle Leute aber, welche vor Hunger oder Kälte zu Boden stürzten, starben auf dieselbe Weise. Sie fielen auf die Kniee oder die Hände nieder, und so lange ihnen noch ein wenig Lebenskraft verblieb, wühlten sie mit ihren Fingern im Schnee oder in der Erde; dann legten sie sich auf die Seite und stießen ihren letzten Seufzer aus.

Eine Beobachtung machte ich oft auf dem Marsche, die nämlich, daß Jeder, der es für unmöglich ansah, daß wir in solchem Zustand noch die hundert bis hundertundfünfzig Meilen bis zu den Grenzen Rußlands zurücklegen könnten, verlorben war. Nach wenigen Tagen hörte man nichts mehr von ihm. Diese Erfahrung aber prägte sich mir tief ein, daß ich zu mir selbst sagte, es hinge Alles davon ab, den Muth nicht sinken zu lassen. Sobald ich deshalb am Abend mit meinen Kameraden einen Lagerplatz für die Nacht ausgesucht und mich meiner Waffen und meines Mantels entledigt hatte, fing ich, obwohl todtnüchtern und an einem Fuß verwundet, zu tanzen an, indem ich den sogenannten Taubensüßeltanz ausführte. Meine Kameraden glaubten Anfangs, ich sei närrisch geworden, aber ich beruhigte sie, indem ich ihnen sagte, daß ich es nur thäte, um das Vertrauen in meine Fähigkeit zum Weitermarsch nicht zu verlieren.“

An einer anderen Stelle dieser Erinnerungen an den Feldzug von 1812 führt der Verfasser als Beispiel für die alles beherrschende Selbstsucht der unglücklichen Soldaten der großen Armee auf dem Rückmarsch von Moskau folgendes Erlebnis an. „In der Nähe der Beresina bemerkte man einige Häuser, auf die sich die ersten, die ihrer ansichtig wurden, stürzten, um sie niederzureißen und sich dadurch Holz zu einem Feuer auf dem Lagerplatz zu verschaffen. Mit den Waffen in der Hand vertheidigten sie ihr vermeintliches Eigenthum gegen die Herankommenden, die sich an der Beute theilnehmen wollten. Da die letzteren jedoch an Zahl den Belagerten weit überlegen waren, so gelang es ihnen, die Häuser im Sturm zu nehmen. So kämpften Soldaten und Offiziere um ein Stück Holz miteinander.“

Prinz Tschun.

Führer der chinesischen Botschaft nach Berlin.

(Mit Abbildung.)

Prinz Tschun, der Bruder des Kaisers von China, befindet sich auf der Reise nach Berlin, um dem deutschen Kaiser einen Sühnebesuch wegen der Ermordung des Gesandten Freiherrn von Ketteler zu machen. Die Abreise erfolgte am 12. Juli d. J. auf dem deutschen Dampfer „Bayern“ nach Genua. Von dem deutschen Gesandten und den deutschen Offizieren wurden dem Prinzen Ehren erwiesen, wie dem Abgesandten eines befreundeten Fürsten. Es wird das als ein Beweis betrachtet, daß die maßgebenden deutschen Stellen jetzt von der Medlichkeit der chinesischen Friedensarbeit überzeugt sind.

Tschun, Prinz von Tschun, der ungefähr 29 Jahre zählt, ist ein Sohn Tschun's, Prinzen von Tschun, der in seinen letzten Lebensjahren Befehlshaber der Peking Feldtruppen war. Prinz Tschun hat vor der Flucht des Kaisers in der verbotenen Stadt ein ganz zurückgezogenes Dasein geführt, und zwar so, daß Niemand daran dachte, ihn und seine jüngeren Brüder von der Flucht des Hofes zu benachrichtigen. Erst nachdem die Verbündeten Peking besetzt hatten, ist Prinz Tschun und gelegentlich mit ihm auch sein nächster Bruder, Herzog Tschun, in die Öffentlichkeit getreten. Er wird als ein sehr begabter junger Mann geschildert, der Allem, was sich um ihn herum abspielt, das denkbar größte Interesse entgegenbringt. Die fortschrittlich gesinnten Chinesen erblicken in ihm schon Leute eine Art von Führer, auf den sie für die Zukunft große Hoffnungen setzen. Von diesem Standpunkt aus wird man es nur begrüßen können, daß dem jungen Prinzen nunmehr durch seine Reise Gelegenheit gegeben wird, neue Eindrücke zu sammeln und die westliche Kultur aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Neben dem Prinzen Tschun ist das hervorragendste Mitglied der Gesandtschaft Tschang-Yi, oder wie wie ihn seine Freunde nennen, Tschang-Yen-mou. Dieser gilt als ein Geschäftsmann ersten Ranges. Seit etwa acht Jahren gehört er zu den Direktoren der „Chinese Engineering and Mining Co.“, welche die großen Kaiping-Kohlenminen in die Provinz Tschili bearbeitet. Im Jahre 1898 wurde Tschang-Yi zum Verwalter der Staatsbergwerke in Tschili ernannt, darauf wurde er Generaldirektor der nördlichen Eisenbahnen und vor kurzem ist er außerdem auch zum Generaldirektor des Bergwerksamtes in Tschili ernannt worden.

Ein drittes Mitglied der Gesandtschaft ist General Ying Tschang. Für ihn ist Deutschland kein unbekanntes Land, er kam mit Li-Hung-Tschang seiner Zeit nach Berlin und blieb dann dort an der chinesischen Gesandtschaft. Er ist Militär von Beruf. Seit Eröffnung der Friedensverhandlungen bekleidete Ying-Tschang den Posten eines Sekretärs beim Prinzen Tschun.

Die Aenderung im Ministerium für Elsaß-Lothringen.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die Befugnisse des Statthalters von Elsaß-Lothringen sind theils landesherrliche, theils ministerielle. Er ist der Vertreter des Kaisers und der Successor des Reichskanzlers.



Max von Puttkamer, der bisherige Staatssekretär für Elsaß-Lothringen.

Reichskanzler geleglich substituierter Vertreter sie hat. Der Statthalter ist also der verantwortliche Reichsminister von Elsaß-Lothringen, der außerdem noch landesherrliche Befugnisse hat, und der Staatssekretär ist sein Vertreter, der bei Ausübung der landesherrlichen Befugnisse durch den Statthalter noch zudem die Verantwortung zu übernehmen hat.

Am 6. August d. J. wurde offiziell gemeldet, daß dem bisherigen Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, von Puttkamer, der im Juli erbetene Abschied bewilligt worden und er in dem schleswig-holsteinischen Oberpräsidenten von Köller einen Nachfolger erhalten habe.

Mit dem Wirklichen Geheimen Rath Max von Puttkamer ist aus dem Staatsdienst ein Mann geschieden, der ein Menschenalter hindurch seine Thätigkeit den Reichslanden gewidmet hat. Als Sohn eines Landraths und Rittergutsbesitzers am 28. Juli 1831 auf Groß-Nossin in Pommern geboren, studirte er in Berlin und Bonn die Rechte. Mit 30 Jahren wurde er Kreisrichter in

Fraustadt; von 1867 an war er Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages, wo er als Mitglied der national-liberalen Partei bald als mächtiger Arbeiter und gewandter Redner hervortrat. Im Jahre 1871 wurde er Appellationsgerichtsrath in Kolmar, 1877 Generaladvokat beim reichsländischen Appellhof, 1879 Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen in Straßburg, 1887 diersthuender Staatssekretär, 1888 Wirklicher Geheimen Rath und 1889 Staatssekretär. So war der ehemalige preussische Richter volle 30 Jahre mit der Entwicklung Elsaß-Lothringens verbunden und noch unlängst anlässlich seiner 70. Geburtstagsfeier wurden die Verdienste des noch geistig und körperlich rüstigen Jubilars von allen Parteien lobend anerkannt. Die Verabschiedung Puttkamer's ist sehr überraschend gekommen. Der wirkliche Grund des

(Nachdruck verboten.) Insofern der Statthalter Befugnisse des Kaisers ausübt, handelt er nicht mit der Verantwortlichkeit eines Beamten, sondern mit der rechtlichen Qualität des Staatsoberhauptes und frei von konstitutioneller Verantwortlichkeit. Deshalb sind diese Acte vom Staatssekretär gegenzuzeichnen, der dadurch die Verantwortung übernimmt. In allen anderen Beziehungen, also den meisten, handelt der Statthalter mit derselben Verantwortung, wie der Reichskanzler. In diesen Angelegenheiten ist der Staatssekretär zur Vertretung des Statthalters befugt, mit den Rechten und mit der Verantwortlichkeit, wie ein dem

Wechsels ist zur Zeit, wo wir dies schreiben, noch unbekannt. Behauptet wird, daß er die kaiserliche Gunst verscherzt und im Reichskanzler Fürsten Ludwig Hohenlohe seinen einflussreichsten Fürsprecher am Berliner Hofe verloren habe.

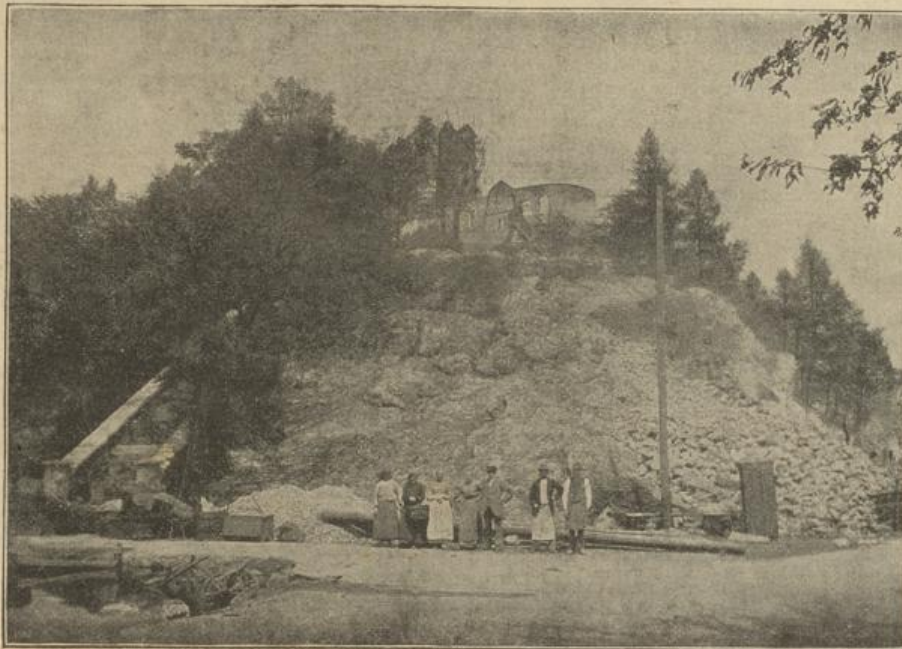
Ernst v. Köller, der jetzige Staatssekretär und zuletzt Oberpräsident von Schleswig, war bereits von 1889 bis Ende October 1894 als Unterstaatssekretär der Reichslande thätig. Er entstammt einer pommerschen Adelsfamilie, wurde geboren am 8. Juli 1841 zu Rantred bei Gollnow in Pommern und erwarb seine Schulbildung vorerst auf dem Marienstiftsgymnasium zu Stettin. Nachdem er auf den Hochschulen in Heidelberg und Berlin die Rechte studirt hatte, ward er 1864 Assistent in Friedeberg und 1865 Landrath in Kammin (Pommern). Zuerst trat er als Landrath 1881 als Vertreter für den Wahlkreis Greiffenberg-Kammin in den Deutschen Reichstag ein. Er war Mitglied der deutsch-konservativen Fraktion. 1887 wurde er zum Polizeipräsidenten in Frankfurt am Main ernannt und bekleidete seit dem 16. Juni 1889 den Posten eines Unterstaatssekretärs des Innern im Ministerium von Elsaß-Lothringen. Seine Berufung Ende October 1894 auf den durch den Rücktritt des Grafen Botho zu Eulenburg erledigten Posten eines preussischen



Ernst von Köller, der jetzige Staatssekretär für Elsaß-Lothringen.

Ministers des Innern war eine Anerkennung seiner amtlichen Thätigkeit. Herr von Köller behauptete diesen Posten nicht lange: schon am 8. Dezember 1895 wurde er durch Freiherr von Rade ersetzt. Von Köller hatte die parlamentarische Welt namentlich durch die sogenannte Umsturzvorlage gegen sich in Aufruhr gebracht und er fiel diesem Sturm zum Opfer, allerdings nur als preussischer Minister des Innern.

Er wurde im August 1897 Oberpräsident von Schleswig-Holstein, wo er sich durch seine Dänen-Ausweisungen und sein sonstiges scharfes Vorgehen bekannt gemacht. Es wird abzuwarten sein, ob seine Wiederberufung nach Elsaß-Lothringen nicht auch die Erinnerung an seine Umsturz-Vorlage



Die abgebrannte Wallfahrtskirche auf dem Kreuzberge zu Pleystein in der bayerischen Oberpfalz.

wieder wachrufen und auch alle seine alten Gegner von neuem gegen ihn vereinigen wird. Die jetzige Stellung entrückt ihn zwar dem Einflusse auf die übrige innere Politik Preußens und des Reiches, aber seine alten parlamentarischen Gegner werden ihm zweifellos auch in seiner neuen Stellung ein gerütteltes Maß von Mißtrauen entgegenbringen, dessen Abchwächung hoffentlich seine erste Aufgabe in den Reichslanden sein wird. Daß er ein sehr fähiger Verwaltungsbeamter und tüchtiger Praktiker ist, wird nicht geleugnet. Die „Schneid“, mit der er auftreten wird, hängt wohl ganz von dem „Berliner Winde“ ab. Daß von Köller die Luftströmungen in den höchsten Regionen genau zu beobachten versteht, davon hat er wiederholt Proben gegeben. Von Natur ist er eigentlich ein gemüthlicher Herr und als konservativer Abgeordneter gehörte er zu den beliebtesten und humorvollsten Rednern seiner Partei.

Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

Sinngebidht.

Zu hell ihr Glanz,
 Du siehst sie nie ganz.
 Nur in Strahlen
 Kann Sonne sich malen;

So der Himmel zu viel
 Wär' irdischem Ziel,
 Doch Tropfen sollt' ich haben
 Zum Leben.

(Aus Sarsum corda von J. Gott.)

[Die abgebrannte Wallfahrtskirche auf dem Kreuzberge zu Plehstein in der bayerischen Oberpfalz.] (Mit Abbildung.) Von einer erschütternden Brandkatastrophe ist am 11. Juli d. J. das Städtchen Plehstein in der bayerischen Oberpfalz betroffen worden. Gegen halb 12 Uhr Vormittags brach in der „Rabenmühle“, deren Einwohner mit Baden beschäftigt waren, Feuer aus und in kurzer Zeit stand die hiesige Stadt in Brand — der herrschende Wind trug die Flammen so rasch weiter, daß trotz der aufopfernden Thätigkeit der Feuerwehren 73 Haupt- und 76 Nebengebäude gänzlich verbrannt sind. Auch die berühmte Wallfahrtskirche auf dem Kreuzberg wurde ein Raub der Flammen. Am Morgen des 12. Juli stürzte der Thurm zusammen. Der Pfarrer hatte das Allerheiligste mit Lebensgefahr gerettet, während das Gnadenbild verbrannte.

[Das Nationalgefühl der Völker] hat sich seit den ältesten Zeiten in dieser oder jener Weise ausgesprochen, nirgends aber so vielfach wie beim Spanier. El quo no ha visto Granada, no ha visto nada (wer Granada nicht gesehen, hat nichts gesehen) — oder quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla (der hat nichts Besondere gesehen, wer nicht in Sevilla war) — oder „wo Madrid ist, schweigt die Welt.“ Und das sagt selbst der elende Manolo, der Lazzarone Madrider, wie der italienische Lazzarone stolz von seinem Neapel ausruft: Vedi Napoli e poi mori! (Sieh Neapel und stirb!) Selbst die Estimos nennen sich „Elis Kerasit“ (ausgezeichnete Männer), die Chinesen sprechen von ihrem Lande, als dem „himmlischen Reich“, die jüdischen Rabbiner rühmten von Jerusalem, daß die Achse der Erde durch ihre Stadt ginge. Die alten Griechen nannten ihre heilige Stadt Delphi — den Nabel der Erde. Die Franzosen legten den ersten Meridian durch Paris, wie die Engländer durch ihre Sternwarte zu Greenwich, die Spanier durch das alte Toledo. Die Deutschen allein begnügten sich mit den Berken, die sie über die ganze Erde trugen — ihr Vaterland war ihnen zu klein.

[Zweifelhafte Schmeichelei.] Dame: „Nun, mein Herr wie haben Sie sich in der Kunstausstellung unterhalten?“ — Herr: „D, herrlich! Ich habe nur Ihr Gemälde bewundert!“ — Dame: „Wahrhaftig?“ — Herr: „Jawohl. Vor den anderen Bildern standen immer so viele Leute, und da habe ich das Ihrige so recht mit Ruhe betrachten können.“

[Sonderbare Begründung.] Dame: „Und auf allen Ihren weiten Reisen ist Ihnen niemals ein Unglück passiert?“ — Herr: „Nur einmal, da entgleiste ein Zug und stürzte den Abhang herab.“ — Dame: „Und Sie sind mit dem Leben davongekommen?“ — Herr: „Ja, denn es war der vorhergehende Zug; ich fuhr mit dem nächsten.“

[So machen sie's.] Arzt (zum kranken Kollegen): „Aber warum willst Du durchaus nicht nach dieser neuen Heilweise behandelt sein?“ — Patient: „Weißt Du, im Vertrauen gesagt, diese Heilweise ist von mir selber!“

[Schnell gefaßt.] Gutsbesitzer: „Auf dem Lande, meine Damen, wird es mit der Keintlichkeit nicht so genau genommen, da gehen die Mädels alle barfuß und haben so schwarze Füße wie die Schwäne.“

[Verplappert.] Gast: „Ihr Hund schnappt immer nach meinem Hasenbraten.“ — Wirth: „Wissen Sie, das ist immer noch die alte Feindschaft; sie beiden haben sich niemals recht vertragen können.“

[Zu Ehren] des hier tagenden Congresses der Chemiker wurde heute Abend im Schauspielhause die Aufführung der „Anna-Liese“ (Analyse) statt.

[Gutes Kennzeichen.] „Ist Dein Bräutigam schon wieder gesund?“ — „Jawohl; er hat heute vom Papa schon wieder die ersten Prügel bekommen!“

[Eine Ausrede.] Gattin: „Du bist wohl gar berauscht?“ — Gatte: „Ja Weiber! Schau, Dein Gesicht ist so reizend, da wollt' ich's mal doppelt sehen!“

[Die höhere Tochter.] Papa: „Mein Kind, die Eier sind nicht frisch.“ — Tochter: „Aber ja, das Mädchen hat sie doch eben vom Markt gebracht!“

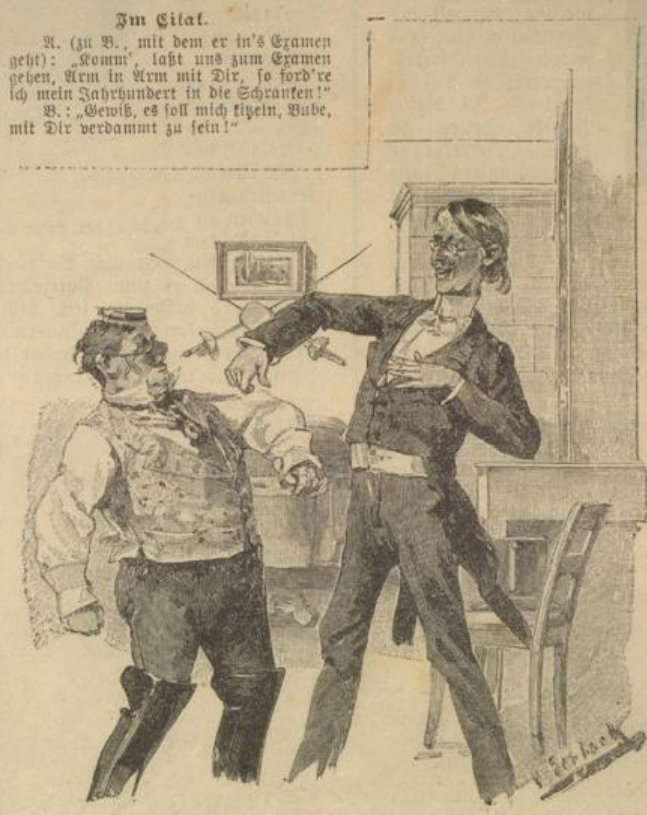
[Brandwunden schmerzlos und rasch zu heilen.] Wenn man sich bei der Wäsche durch Dampf oder durch todes Seifenwasser verbrüht hat, wickelt man den verletzten Körpertheil schnell in ein mit Terpentin getränktes Tuch vollständig ein und behält ihn ungefähr eine Stunde verpackt. Man spürt alsdann keine Schmerzen mehr, entfernt das Tuch, reibt den verbrühten Körpertheil mit Olgewürz ein und auch nicht eine Blase oder ein rother Fleck werden am anderen Tag zu sehen sein.

[Geschmortes Rindfleisch.] Das Fleisch wird gewaschen und gut abgetrocknet, von den Knochen befreit und so lange gekocht, bis es sich weich anfühlt, dann mit Salz und Pfeffer eingeeben. Nun kühlt man das Fleisch in ein mit Butterfett dick bestrichenes Butterspapier und umbindet es mit Bast. Dann gibt man das Fleisch in die Bratpfanne, gießt etwas Fleischbrühe darüber und brät es unter öfterem Begießen etwa zwei Stunden. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten wird das Papier weggenommen, der Braten lichtbraun fertig gebraten, die Sauce entfettet und mit einem Eigelb Magg-Würze im Geschmack gekräftigt. Zur Garnitur verwendet man runde Bratkartoffeln.

[Reinigen der Möbel.] Um Möbel von Fliegen- und anderem Schmutz zu reinigen, macht man von gewöhnlicher, zartgeriebener Stärke, mit Salat- oder Olivenöl vermischt, einen dünnen Teig, taucht ungefähr ein großes Stück Baumwollwatte hinein und reibt die Lack- und Polturmöbel damit ab, bis aller Fliegen- und anderer Schmutz entfernt ist, dann wird mit reinem Wolltuch abgerieben. Schnitzerei und Drechselarbeit bedürftigen für Vertiefungen weiche Bürstchen, auch kann man bei letzteren die Zipfel von Lappen durchziehen.

[Praktischer und billiger Verschluß der Obstkonservegläser.] Die mit Früchten gefüllten Gläser werden leicht zugedeckt im Wasserbade gekocht, demselben heiß entnommen, am äußeren Rande mit Gummiarabicum bestrichen und sofort mit in Wasser erweichtem und wieder abgetrocknetem Pergamentpapier verbunden. Sobald die Gläser erkalten sind und das Papier getrocknet ist, wird dasselbe ebenfalls mit Gummi bestrichen, so daß sich ein ordentlicher Ueberzug bildet. Das Obst hält sich, so verwahrt, ausgezeichnet.

[Einlegen der Eier.] Man empfindet das Einlegen der Eier in kleine Stützen mit Schiebedeckeln zwischen 10 Centimeter diese Schichten trockener und geruchloser Kleie in der Art, daß kein Ei ein anderes berühren kann. Lieber die vollgefüllten Eiern legt man einige Bogen starkes Papppapier, schiebt die Deckel darauf und wendet die Risten, welche man in trockenem trocknen Raum aufhebt, alle 3-4 Tage.



Im Citat.

A. (zu B., mit dem er in's Examen geht): „Komm', laßt uns zum Examen gehen, Arm in Arm mit Dir, so ford're ich mein Jahrhundert in die Schranken!“
 B.: „Gewiß, es soll mich kigen, habe, mit Dir verdammt zu sein!“

Kreuzräthsel.

Die Buchstaben nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die wagen- und senkrechten Reihen gleichlautend bezeichnen:

```

a a a
a a a
a e e
e e l f a g g h h i
i i t t l l l l m
m u n n r r r r r
r t s s
t u
u s s

```

1. ein deutsches Land,
2. einen Ort in Steiermark,
3. einen weltlichen Rufnamen.

B. Kieckhoff.

Logogriff.

Mit D ein Zahlwort unbekannt,
 Mit D als Speise wird's genannt.

B. Kieckhoff.

Ansvariger Nummer.

Auflösung der zweifelsibing
 Charade: Steuermep.

Auflösung der Schachbrett-
 aufgabe:

B a u m b a c h
 R o c h t e o t
 P a r t m a n n
 W a r t b u r g
 A u e r h a b n
 G r e e n o c k
 L u h l t a l l
 A u c t l a n d
 V e r t h o l d A u e r b a c h

Geographisches Kapselräthsel.

Dresden, Mag., Greiz, Ludwigsst.,
 Meiningen, München, Neustrelitz, Neuß, Olden-
 burg, Rahlia, Salzwehel, Wiesbaden.
 Obige deutsche Städtenamen sind so zu
 ordnen, daß ihre Mittelbuchstaben eine große
 deutsche Stadt nennen.

B. Kieckhoff.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft
 „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.